



ANDREW ENGLAND / AP

Flüchtlingskinder, verendeter Esel bei Tiné: „Jetzt befinden wir uns in der dritten Phase: akute Unterernährung“

TSCHAD

Tod in der Wüste

Mit Beginn der Regenzeit droht in den überfüllten Flüchtlingslagern des Sudan und im Tschad ein Massensterben. Hunderttausende sind mit ihren Kräften am Ende.

Stille. Geradezu gespenstisch. Kein Wehklagen der Frauen, kein Kindergeschrei, kein Fluchen der Männer. Nur bisweilen leises Gewimmer.

Als hätten sie sich längst in ihr Schicksal ergeben, folgen die ausgezehrtten Gestalten den Anweisungen. Sie raffen ihre letzten Habseligkeiten zusammen und stolpern auf die Ladeflächen bereitgestellter Lastwagen. In wenigen Stunden werden sie von der Grenzregion zum Sudan tiefer ins Landesinnere des Tschad transportiert. Vielleicht wird die Wüste dort für längere Zeit eine Zuflucht bieten. Niemand kann das sagen. Die sudanesischen Flüchtlinge wissen nicht, wohin die Reise geht.

Die vergangenen Monate haben ihnen die letzten Kräfte geraubt. Wochenlang harrten sie nahezu unversorgt im kargen Osten des Tschad aus, am Rande der menschenfeindlichen Sahara. Dort steigt das Thermometer tagsüber auf 50 Grad Celsius. Die Brunnen waren irgendwann erschöpft. Die ersten Alten und Kinder starben, auch die mitgeführten Esel und Ziegen verendeten. Ein süßlicher Verwesungsgeruch zieht immer noch über den Lagerplatz.

Während Sudans Regierung jetzt mit Rebellenführer John Garang von der „Suda-

nesischen Volksbefreiungsarmee“ ein Abkommen unterschrieb, das den 21 Jahre dauernden Bürgerkrieg im Süden des Landes beenden könnte, bahnt sich in der Westregion von Darfur eine Katastrophe an. „Die Menschen sind am Ende“, klagt Natalie van Merwick von „Ärzte ohne Grenzen“. Die 25-jährige Belgierin versorgt in einem Zelt der Grenzstadt Tiné Notfälle und beobachtet seit Monaten den Horror der Vertreibung. Das Elend hat sie in drei Etappen eingeteilt: „Zuerst, im Januar, kamen massenhaft Kriegsverletzte zu uns. Dann folgte eine Meningitis-Epide-

sich kein Fahrzeug des Welternährungsprogramms blicken, vom Flüchtlingshilfswerk der Uno ganz zu schweigen.

Weil die Würdenträger an diesem Schauplatz des Schreckens das Sterben, das beschleunigt einsetzen wird, ungen vor der eigenen Haustür mitanzusehen wollen, verfrachten sie die Unglücklichen aus Darfur einfach ins Landesinnere. Zumindest 125 Kilometer soll der Elendstransport gehen. Einige Dutzend Menschen kauern eng gedrängt auf den weißen Trucks mit dem Emblem des Tschadischen Roten Kreuzes.

Auch Scharif Hari, 54, soll die Reise ins Ungewisse antreten. Seit fünf Monaten schon haust er in Tiné. Blickt er auf die andere Seite des ausgedörrten Wadi, kann er drüben, jenseits der Grenze, die sudanesischen Regierungssoldaten sehen. Sie hocken, gemeinsam mit den grausamen Dschand-Dschawid-Milizen, unter Schatten spendenden Bäumen und vertreiben sich die Zeit.

Elf Tage lang ist Hari mit neun Familienangehörigen vor diesen Banditen geflüchtet. Im Januar waren die in sein Dorf Karagha ein-

marschiert und hatten ein Gemetzel veranstaltet: Männer getötet, Frauen vergewaltigt, Vieh gestohlen. Auch Haris Bruder war unter den Toten, ihn selbst ließen sie laufen. Seitdem befindet er sich auf der Flucht. Ob er jemals in seine Heimat zurückkehren wird, ist ungewiss.

Asisa Ahmed Issa hat ebenfalls alles verloren. Im März kamen die Dschand-Dschawid, die „arabischen Reiter mit dem Gewehr“, in ihr Dorf und ermordeten ihren Vater. Es war ein Blutbad. Am Boden metzelten die Milizen, oben kreisten Hubschrauber und Antonow-Bomber der Armee. Irgendwie schlug sich die 18-Jährige



THILO THIELKE / DER SPIEGEL

Vertriebene Sudanesisin Issa: Nirgendwo sicher

mie. In der dritten Phase befinden wir uns jetzt: akute Unterernährung.“ Demnächst setzt die Regenzeit ein. Dann werden Cholera-Epidemien und Tuberkulose-Ausbrüche folgen – ein Inferno in der Wüste.

„Die Lage ist katastrophal“, sagt auch Osman Ibrahim, 22. Er ist so etwas wie der Flüchtlingskoordinator von Tiné geworden. Er sorgt dafür, dass die Sudanesen, die gerade auf die Lastwagen gepfercht werden, nicht allzu viele Fragen stellen.

Normalerweise hat die Grenzstadt rund 10 000 Einwohner, derzeit sind es mindestens doppelt so viele. Darauf ist hier niemand vorbereitet. Weit und breit lässt

durch und erreichte den Tschad. Doch sicher ist sie auch hier nicht. Immer wieder stoßen Trupps arabisierter Nomaden in das Nachbarland vor und rauben den Vertriebenen das Wenige, was diese noch besitzen.

Obendrein droht die Krise jetzt auch das Nachbarland zu erfassen. Wie die Flüchtlinge Issa und Hari gehört auch Tschads Präsident Idriss Déby dem Stamm der Saghawa an, der auf beiden Seiten der Grenze lebt. Während die Saghawa im Sudan grausam unterdrückt werden, tut Déby jedoch wenig, um seinen geknechteten Stammesbrüdern zur Seite zu eilen.

Vor zwei Wochen gab es einen Putschversuch und Schießereien in der Hauptstadt Ndjamaena. Und obwohl die Hintergründe dieses misslungenen Staatsstreichs unklar sind, wird vermutet, dass Stammesgenossen des Präsidenten hinter dem Aufruhr stecken, die eine klare Unterstützung der Sudan-Rebellen fordern.

Diese nämlich stehen derzeit auf ziemlich verlorenem Posten. Vor über einem Jahr hatten sie zu den Waffen gegriffen, um für ihre Rechte zu kämpfen. Während das Islamistenregime aus Khartum mit den südsudanesischen Aufständischen von der SPLA einen Friedensvertrag aushandelte, fühlten sich die Stämme der Fur, Massalit und Saghawa ausgeschlossen und schutzlos dem Terror der Arabermilizen, Nachfahren der berüchtigten Sklavenjäger, ausgesetzt.

Anfangs errangen sie noch kleinere Geländegewinne. Doch spätestens seit das Militär des Sudan mit den Dschandschawid-Reitermilizen gemeinsame Sache macht, sind die Stämme zu Freiwilligen der Banden geworden. Die nutzen den Auftrag zum Kampf gegen die Rebellen als amtlich sanktionierten Freibrief zum Morden.

Auseinandersetzungen zwischen den arabisierten Nomaden und sesshaften Ackerbauern hatte es hier ständig gegeben. Doch selbst wenn die Regierung des einst von den Vereinigten Staaten als Schurkenstaat titulierten Landes immer schon die Araber in ihren Beutezügen gegen die Schwarzen unterstützte, war es nie zu derart systematischen ethnischen Säuberungen gekommen.

Christine Decker von der Caritas hat in den vergangenen Wochen mit vielen Flüchtlingen gesprochen. Fast immer ist von einem gemeinsamen Auftreten der sudanesischen Armee und der Reiterbanden die Rede. Und immer werden die Menschen ermordet oder vertrieben, die Dörfer nach Kräften unbewohnbar gemacht – eine Politik der verbrannten Erde.

„Was sich in Darfur ereignet, ist ein Genozid“, sagt Decker. Um den Abschluss eines Friedensabkommens zwischen Regierung und SPLA nicht zu gefährden, werde der Konflikt im Westen des Landes heruntergespielt und als Regionalkonflikt erklärt. Zwar gebe es Rebellengruppen in Darfur, doch dem Staatsterror hilflos ausgeliefert ist vor allem die Zivilbevölkerung. Auch die Zahl der Flüchtlinge wird unterschätzt.

Statt 140 000 hielten sich im Tschad derzeit mindestens 200 000 Menschen auf; eine Million Menschen sind, so Decker, in Darfur auf der Flucht. Beginnt jetzt noch die Regenzeit, wird die Versorgung in weiten Teilen des Landes fast unmöglich. Dann steht auch das große Sterben an.

„Die Menschen haben ihr Vieh geschlachtet, bevor es verenden konnte, sie haben von der Substanz gelebt“, sagt Natalie van Merwick, „nun haben sie nichts mehr.“ Der Tod wird die Menschen jedoch nicht in Tiné treffen, dafür hat der Bürgermeister der Grenzstadt gesorgt. Es wird ein Verrecken sein ohne Hilfe und Zeugen, irgendwo in einem Lager, tief in der Wüste des Tschad.

THILO THIELKE

